

Kulturelle Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **33 (1953-1954)**

Heft 6

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wissenschaft und Freiheit

*Rückblick auf die internationale Gelehrten-tagung in Hamburg
vom 23.—26. Juli 1953*

Über hundert Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen und Nationen, unter ihnen eine stattliche Reihe von Nobelpreisträgern, waren der Einladung des «Kongresses für die Freiheit der Kultur» und der Universität Hamburg gefolgt. Aus der Fülle der Referate und Diskussionen zum Thema «Wissenschaft und Freiheit» kann hier nur Grundsätzliches erwähnt werden. Es war selbstverständlich, daß in den Gesprächen die Situation der Wissenschaft in den totalitären Ländern einen breiten Raum einnahm; selbstverständlich deshalb, weil es sich ja dort nicht nur um politische Unterdrückung freier Forschung und Lehre handelt, sondern um den Versuch, unter Berufung auf den angeblich wissenschaftlichen Wert und Ursprung des dialektischen Materialismus die Wissenschaft selbst von innen her aufzulösen. Die Gefahr besteht ja gerade darin, daß der Anspruch auf wissenschaftliche Autonomie und Objektivität im Namen der Wissenschaft selbst gelehnet wird und Begriff und Realität der Wissenschaft dadurch in diabolischer Weise einer perennierenden Verfälschung ausgesetzt sind. Berichte insbesondere von russischen Emigranten zeigten in erschütternder Eindringlichkeit, welche Rolle eine Wissenschaft spielen muß, die gezwungen wird, sich dem Prinzip der Parteilichkeit allen Denkens unterzuordnen und den «Kampf gegen den Objektivismus» als oberste Forderung ihrer Arbeit anzuerkennen. Grundsätzliche und klärende Ausführungen über den dialektischen Materialismus und seine philosophischen Fundamente bildeten daher den Mittelpunkt dieses Fragenkomplexes. Sie waren um so fruchtbarer und notwendiger, als man auch in der westlichen Welt den angeblich wissenschaftlichen Wert der materialistisch-dialektischen Methode noch immer ernst zu nehmen geneigt scheint und auch einige der in Hamburg anwesenden Gelehrten noch durchaus falsche Vorstellungen über die Möglichkeit eines konstruktiven wissenschaftlichen Gespräches zwischen Ost und West zu haben schienen. Mit aller Entschiedenheit lehnte man die geistige Toleranz einer Lehre gegenüber ab, die unter dem Deckmantel der Wissenschaft diese selbst im Kern zerstört. Was es mit dem wissenschaftlichen Wert der «scharf geschliffenen Methode der Dialektik» auf sich hat, ging aus eindrucksvollen Beispielen russischer Emigranten hervor, die mit Nachdruck feststellten, daß auch in der Sowjetunion mit dieser Methode nichts anzufangen sei und sich hinter einer nach den offiziellen Richtlinien des DIAMAT frisierten Oberfläche oft eine gediegene und echte wissenschaftliche Arbeit verberge. Gerade jene trotz aller Unterdrückung in Rußland noch immer vorhandene Wissenschaft suchte der Kongreß in einer «Botschaft an die Wissenschaftler hinter dem eisernen Vorhang» zu würdigen.

Doch der dialektische Materialismus und die eindeutige Absage an den wissenschaftlichen Wert und Absolutheitsanspruch dieser Theorie bildeten nicht den einzigen Verhandlungsgegenstand. Das im zentralen Thema angesprochene Problem stellt sich auch in den Ländern einer freiheitlichen politisch-sozialen Ordnung in zunehmendem Maße. Für den einzelnen wissenschaftlichen Lehrer und Forscher und die wissenschaftlichen Institutionen wird es besonders akut im Verhältnis

von Staat und Wissenschaft, und zwar deshalb, weil eine wissenschaftliche Forschung und Lehre ohne Subventionierung durch den Staat heute kaum mehr möglich ist. Man mag diese Entwicklung beklagen, rückgängig zu machen ist sie nicht. Selbst in Amerika, wo das Prinzip der Stiftungsuniversitäten noch weitgehend das akademische Leben bestimmt, gewinnt der Staat als Geld- und Auftraggeber zunehmenden Einfluß auf die Wissenschaft. Die damit gegebenen Probleme liegen auf der Hand. Höhe und Art der Verteilung staatlicher Subventionen sind in einem demokratischen Staatswesen weitgehend von politischen Entscheidungen und vom Kräftespiel der politischen Gruppen mitgestimmt. Die ökonomische Abhängigkeit der Wissenschaft vom Staat ist damit in gewissen Grenzen immer auch eine politische, und das Bemühen um eine Bewahrung der Autonomie wissenschaftlicher Institutionen wird erschwert. Das zeigt sich etwa in der heute oft feststellbaren finanziellen Bevorzugung der Naturwissenschaften gegenüber den Geistes- und Sozialwissenschaften, deren Auswirkung nur selten voll übersehen und gewürdigt wird. Mit Recht fanden jene Redner den ungeteilten Beifall der Versammlung, die dem Zweifel darüber Ausdruck gaben, ob der Gesichtspunkt einer praktisch-technischen Auswertung wissenschaftlicher Forschung den primären Wertmaßstab bei der Subventionierung bilden dürfe. Die Zustimmung, die diese Gedankengänge auch bei den anwesenden Naturwissenschaftlern fanden, zeigt, wie stark man sich bemühte, die Idee des Eigenwertes theoretischer Erkenntnis lebendig zu erhalten und die Tradition des abendländischen Wissenschaftsbegriffes zu bewahren. So fand auch der Vorschlag rückhaltlose Anerkennung, bei der Verteilung staatlicher Subventionen zwischen den unpersönlichen Beamtenstaat und die einzelnen wissenschaftlichen Institutionen selbstverantwortliche wissenschaftliche Organe zwischenschalten, die keinen direkten Weisungen des Staates unterworfen sind, sondern nach Maßgabe eigener Entscheidung über global zugeteilte Gelder verfügen könnten. Nur auf diese Weise könne der Wille des Staates zum Ausdruck kommen, die Freiheit der Wissenschaft auch im Subventionierungsverfahren zu respektieren.

Einen anderen und gerade heute aktuelleren Aspekt bietet das Verhältnis von Staat und Wissenschaft, wenn etwa in bezug auf die Kernphysik und deren praktisches Ergebnis, die Atombombe, Sicherheitsforderungen des Staates die Idee eines freien wissenschaftlichen Erfahrungsaustausches begrenzen müssen. In den Referaten und Diskussionsbeiträgen der amerikanischen Professoren wurde die ganze Schwere dieser Konfliktsituation sichtbar. Die Notwendigkeit der Forderung nach Geheimhaltung gewisser naturwissenschaftlicher Erkenntnisse wurde in Hinsicht auf die weltpolitische Situation nicht bestritten. Aber man protestierte doch mit Nachdruck gegen die Verdächtigungen und Verfolgungen, wie sie in Amerika zur Zeit zu beobachten sind. Man scheute sich nicht, auf die Bedrohung der geistigen wie politischen Freiheit durch Methoden hinzuweisen, die den Grundprinzipien der Demokratie widersprechen und an die Verfolgungen totalitärer Prägung gemahnen. Jedoch war es bezeichnend für die geistige und politische Situation der amerikanischen Gelehrten, daß sie es vorsichtig vermieden, den Namen MacCarthy auszusprechen. Diese Tatsache zeigte wieder einmal mehr, daß es mit einer Bagatellisierung dieser Vorgänge nicht getan sein kann, sondern daß es gilt, die erkannten Gefahren für die Wissenschaft, wie sie sich im Westen abzeichnen, auch offen beim Namen zu nennen. Wenn es der Kongreß unterließ, hierzu vor aller Öffentlichkeit etwa in einer Protestresolution Stellung zu nehmen, so scheint das ein Beweis dafür, daß die Forderung: «Sprechen, solange es Zeit ist» noch immer nicht die notwendige Anerkennung gefunden hat. Und das scheint um so bedauerlicher, als wohl kein anderes wissenschaftliches Gremium zu einer öffentlichen Stellungnahme eher berechtigt erschien als der Hamburger Kongreß. Eine beinahe einmalige Gelegenheit wurde damit verpaßt. Dennoch soll und kann die Einstim-

migkeit der Teilnehmer in der Beurteilung der äußeren Bedrohung der wissenschaftlichen Freiheit nicht bestritten werden.

Bei den Themen jedoch, die der Klärung des wissenschaftlichen Fundamentes dienten, auf die sich die Forderung nach Freiheit für die Wissenschaft gründen kann, war eine gleiche Einmütigkeit nicht feststellbar. Das gilt gleichermaßen für die Frage nach dem Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften, für das Problem der sozialen oder nationalen Standortgebundenheit insbesondere der Sozial- und Geschichtswissenschaften, wie auch für das Verhältnis von Wissenschaft und kirchlich-religiöser Bindung. Zwar wurde die grundsätzliche Standortbedingtheit der nicht exakten Wissenschaften auf Grund der Ergebnisse der wissenssoziologischen Forschung anerkannt, aber es konnte keine Einigung über die Frage erzielt werden, ob und inwieweit diese Wissenschaften dann noch als solche zu gelten hätten und wo das Kriterium ihrer Objektivität liege. Deutlich standen sich in den Diskussionen ein vorwiegend in den Traditionen des Pragmatismus und Positivismus entwickelter und ein insbesondere durch den Deutschen Philosophischen Idealismus geprägter Wissenschaftsbegriff gegenüber, zwischen denen kein Ausgleich und auch keine rechte Annäherung gelang. Der Kongreß hat hier ein fruchtbares Gespräch angebahnt, das nicht beendet werden konnte. Er war gerade in Hinsicht auf die methodologische Klärung unseres Wissenschaftsbetriebes ein hoffnungsvoller Beginn, der zu einer intensiven Fortsetzung dieses internationalen Gespräches auffordert.

Doch wurde diese Meinungsverschiedenheit, die den Respekt vor dem anders Denkenden nie vermissen ließ, immer wieder überbrückt durch die eindeutige Haltung in allen Fragen der Bedrohung der Wissenschaft durch äußere Mächte und Kräfte. Sie kam vielleicht nirgends eindringlicher zum Ausdruck als in der Arbeits-sitzung des letzten Tages, die zum Thema «Neutralität und Bekenntnis» Stellung nahm. In der Absage an ein Gelehrten-dasein im Elfenbeinturm, die durch mahnende Berichte deutscher Teilnehmer über die politisch verhängnisvolle Instinktlosigkeit und Neutralität eines großen Teils der deutschen Akademiker in den Jahren nach 1933 konkret unterstützt wurde, manifestierte sich das gemeinsame Bekenntnis zur politischen und sozialen Verantwortung des Wissenschaftlers gegen über dem uns gemeinsamen Menschenbild. Es darf vielleicht als der schönste Erfolg dieses Kongresses bezeichnet werden, daß im gemeinsamen Gespräch und Bekenntnis die existenzielle Verbundenheit von Wissenschaft und sozialem Verantwortungsbewußtsein einen auch für die breite Öffentlichkeit sichtbaren Ausdruck fand.

Hans Joachim Lieber

Kirchentag Hamburg

12.—16. August 1953

Der diesjährige deutschevangelische Kirchentag in Hamburg erhielt sein besonderes Gepräge durch die Beteiligung von zwanzigtausend Ostzonenchristen, die ihre Reiseerlaubnis allerdings erst im letzten Augenblick erhielten und die — typisch für das dortige Regiment — nach bestimmten «Kontingenten» eingeteilt waren. So gab es zum Beispiel ein «Pastorenkontingent», also eine Fracht dieses ganz besonderen «Menschenmaterials», von dem in der Ostzone ein immer zunehmender Mangel besteht. Die Zahl der verwaisten Kirchgemeinden ist Legion. Nach der Aussage eines Hamburger Studienrates ist die Zone zu einem eigentlichen «Missionsgebiet» geworden, für das sich unter den westdeutschen Geistlichen aller-

dings nur sehr wenige interessieren. Die jüngeren Pfarrer bleiben gerne in ihren Stellungen, nur ein einziger bekannter Hamburger Geistlicher hat seine Pfarrei mit einer Probstei im Osten vertauscht. Vom menschlichen Standpunkt ist das durchaus verständlich, denn, wie die von dort drüben berichteten, leben sie in einer geistigen Einkesselung, die einer zunehmenden geistigen Aushungerung gleichkommt. So erlebte man denn auf den Hamburger Bahnhöfen, als die Sonderzüge aus dem Osten anrollten, erschütternde Szenen. Das große Wunder für diese Ankömmlinge war, daß es diese «freie Welt im Westen» tatsächlich noch gab, daß man sich nicht nur satt essen, sondern auch aussprechen durfte, daß man eine noch nie erlebte Gastfreundschaft von Glaubensbrüdern erfuhr, die man nicht mehr für möglich gehalten. Und Hamburg, die vor zehn Jahren so furchtbar ausgebombte Stadt, hat wirklich alles getan, um nicht nur diese Ostzonenteilnehmer, sondern alle andern einzuquartieren und zu verpflegen, und diese fünf-tägige Tagung dadurch nicht nur zu einem kurzen Treffen, sondern zu einer wirklichen Begegnung zu machen. Dennoch war es keine politische Tagung, sondern eine Tagung zur Überwindung der «Politik» durch die Schaffung einer tieferen menschlichen Vertrauensgrundlage. «Werfet euer Vertrauen nicht weg!» war das Losungswort. Daß viele dieses schon stark erschütterte und unterwühlte Vertrauen wieder fanden, so daß sie neugestärkt in die Zone zurückkehren konnten, darf wohl als die kostbarste Frucht dieses fünften «Kirchentags» angesprochen werden, für dessen Abhaltung alle Kirchen Hamburgs nicht ausgereicht haben würden. An der Schlußversammlung auf der Festwiese des Stadtparks wurden über zweihundertfünfzigtausend Menschen gezählt, von denen viele freilich erst für den letzten Haupttag angefahren kamen. Unter Glockengeläut und von starken Posaunenchoräen begleiteten Chorälen zogen in feierlichem Festzug die Mitarbeiter des Kirchentags und die lutherischen Bischöfe, darunter sämtliche Landesbischöfe aus der Ostzone, in das Stadion ein. Bischof Dibelius erklärte, mindestens 400 000 weitere Deutsche in der Sowjetzone nähmen unsichtbar am Kirchentag teil, denn so viele hätten ihren Wunsch ausgesprochen, nach Hamburg kommen zu dürfen. Kirchentagspräsident von Thadden-Trieglaff rief den ostdeutschen Teilnehmern zu: «Niemand weiß, was auf euch wartet. Aber ihr seid nicht allein: der lebendige Gott hat es uns zugesichert, daß er bis an das Ende der Welt bei uns bleiben wird.»

Trotz der Teilnahme vieler Kirchenführer hatte die Tagung durchaus Laiencharakter: ein Beweis, daß die Laienschaft in der deutschen Kirche endlich erwacht und im Begriff ist, die Führung zu übernehmen. «Die Spezialisten des Talars» — wie von Thadden im «Sonntagsblatt» schrieb — haben ihre Stunde verpaßt, Dogmatik und konfessionelle Diskussionen vermögen ein Volk nicht zu erlösen, sondern allein die Begegnung mit dem lebendigen Gott, der zur einzigen Realität unseres Daseins werden muß. Dafür gilt es nun, Zeugnis abzulegen. Der Bischof von Hannover, Lilje, sprach in einer Zigarettenfabrik, andere ließen sich auf Straßen und öffentlichen Plätzen hören. Als Avantgardisten bemerkte man überall Jugend, die beinahe den dritten Teil der gesamten Teilnehmerzahl stellte. Von altüberlieferter oder neuaufgezogener «Romantik» war dabei nichts zu spüren. Die Jugend von heute sucht die Realitäten zu sehen und stellte in den zahlreichen Arbeitsgruppen, die alle besondere Themen behandelten, auch entsprechend realistisch konkrete Fragen. Es galt der Wahrheit näher zu kommen, nicht sich trösten oder Zukunftsbilder vormalen zu lassen. Die Vergangenheit hat ihr die Augen für den Alltag geöffnet.

Arthur Meyer

Die Frau im Leben der Gesellschaft

Zum XXVII. Sommerkurs der Stiftung Lucerna

In der Schweiz ist die Besinnung auf Stellung und Aufgabe der Frau im Leben der Gesellschaft ein besonders dringliches Anliegen. Der entschieden, kämpferischen Haltung der Vertreterinnen der Frauenbewegung steht eine seltsam besinnliche Zurückhaltung, ja fast eine abwehrende Einstellung der Männer dieser Frage als solcher gegenüber. Man mag sich fragen, ob in der Schweiz gewichtige Gründe gegen die politische, juristische und wirtschaftliche Gleichstellung der Frau geltend gemacht werden müssen, oder ob es sich bloß um eine gefühlsbestimmte Ablehnung, um eine schwer zu schmelzende Gewohnheit, vielleicht gar um ein Ressentiment handelt, das der Mehrheit der Männer eigen wäre.

Vom diesjährigen *Sommerkurs der Stiftung Lucerna*, der zwischen dem 20. und 24. Juli in Luzern stattfand und der Besinnung auf Stellung und Aufgabe der Frau im Leben der Gesellschaft galt, durfte man mit Recht einige Klärung in diesen Fragen erwarten. Es war nicht überraschend zu sehen, daß die grundsätzliche Besinnung auf Eigenart und Aufgabe des weiblichen Menschen mehr von Männern, die Forderungen der Gleichberechtigung und praktischen Hebung der gesellschaftlichen Stellung der Frau mehr von Frauen bestritten wurde. Es mag in diesem Zusammenhange seltsam angemutet haben, die Frauen mehr in der aktiven, zum Handeln drängenden Einstellung vorzufinden, während die Männer mehr zur ästhetischen und psychologischen Schau und zur Bewahrung der typisch weiblichen Werte neigten. Die weite Streuung der Thematik und die unterschiedliche Grundeinstellung zur Frauenfrage zu überbrücken, war eines der Hauptziele dieser verdienstlichen Tagung.

1. *Die Forderung der juristischen Gleichberechtigung der Frau* wurde in zwei Referaten von *Antoinette Quinche*, Docteur en droit et avocate, Lausanne, dargestellt. Das glänzende Darstellungsvermögen und die Sicherheit der vertretenen Thesen verliehen ihren Vorträgen und Diskussionsvoten jene einnehmende Kraft, die überall verspürt wird, wo die Sache für sich selber spricht. Nach einer kurzen Darstellung der Entwicklung des Feminismus, in der die vorrevolutionäre Philosophie des XVIII. Jahrhunderts und die Proklamation der Menschenrechte von 1789, die Frauenbewegung in den Vereinigten Staaten, in den skandinavischen Ländern und in England, vor allem aber die industrielle Entwicklung als tragende Kräfte geschildert wurden, umschrieb die Referentin die juristische Situation der Frau in der Schweiz, wo die feministische Bewegung erst im 20. Jahrhundert einsetzte, jedoch bald zu weitgehender Organisation gelangte. Trotzdem verblieb die Schweiz, dieser älteste demokratische Staat, bis heute unter den wenigen Ländern, die das Frauenstimmrecht nicht eingeführt haben, was um so beachtlicher ist, als die demokratische Idee zugleich das Grundprinzip der Frauenbewegung darstellt. Die 21 durchgeführten Abstimmungen in 10 Kantonen der Schweiz haben das Frauenstimmrecht verworfen. Eine eidgenössische Abstimmung hat noch nicht stattgefunden, wird jedoch gegenwärtig vom Postulat Picot gefordert. Als besonders fortschrittlich wurden die Kantone Baselstadt und Waadt dargestellt, in denen die Frau öffentliche Ämter bekleiden kann. Dr. A. Quinche wurde entgegengehalten, daß das allgemeine Stimmrecht in der Schweiz lediglich eine regulierende und sichernde Einrichtung darstelle und daß die Stimmzählung durch den Beizug der Frauen unnötig erschwert und belastet würde, ohne daß der Frau damit der erwartete aktive politische und zivilrechtliche Einfluß verbürgt wäre. Allein Dr. Quinche vertrat die Forderung, zuerst die politischen Rechte zu erwerben, um mit ihnen die Ungleichheit der übrigen Rechte und der wirtschaftlichen Stellung zu überwinden.

Das schweizerische Zivilrecht billigt der Frau scheinbar die Gleichberechtigung zu, doch wird diese durch die Bezeichnung des Ehemannes als Haupt der Ehegemeinschaft wieder weitgehend aufgehoben. So erscheint auch die wirtschaftliche Situation der Ehefrau rechtlich ungenügend geregelt. Sie treibt viele verheiratete Frauen zur Erwerbsarbeit, um sich ein eigenes Einkommen zu sichern. Rechtlich genießt die Schweizer Frau die Möglichkeit, fast alle Berufe auszuüben, doch wird sie mit Ausnahme des Erziehungsberufes nur selten zu höheren Ämtern ernannt.

2. Auch die *Forderung der wirtschaftlichen Gleichstellung der Frau* ist durch die Ausführungen von Dr. Quinche vertreten worden. Besonders schmerzlich wurde empfunden, daß die Schweiz sich geweigert hat, die internationale Vereinbarung über die Gleichheit der Gehälter zu unterzeichnen.

Auch von der Berner Seminarlehrerin *Helene Stucki* wurde die wirtschaftliche Situation der Frau in ihrer großen Bedeutung für die moderne Frauenbewegung eingehend bedacht. Doch trat hier mehr die Sorge für die Lösung der inneren Problematik der ledigen und verheirateten berufstätigen Frau und insbesondere ihr Zusammenhang mit dem inneren Leben und der geistigen Haltung der Frau in den Vordergrund.

3. Die innere *Problematik des Frauenberufes* zeigte sich vor allem in der Frage nach der Möglichkeit, die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft zu heben und zu sichern, ohne die Frau zugleich ihrer eigensten inneren Bestimmung zu entfremden. Neben den Weg der Frauenbewegung von der gesellschaftlichen Gebundenheit zur äußeren Freiheit, der von *Helene Stucki* durch den Hinweis auf zahlreiche große Frauengestalten in schöner Weise geschildert wurde, trat die Forderung der Emporbildung der Frau zur inneren Freiheit. Auch wurde hier das Bedürfnis deutlich, der Biographie großer Frauen in der Geschichte ihren gebührenden Platz einzuräumen.

Angesichts der praktischen Bedeutung der Berufstätigkeit der Frau erhob sich die doppelte Forderung der Referentin: einerseits die Frauenarbeit in ihrer Existenzberechtigung als selbständigen, integrierenden Faktor im wirtschaftlichen Produktions- und Verteilungsprozeß des Landes zu würdigen und sie von dem konjunkturbedingten Abbau zu schützen; andererseits der Frau den Zugang zu allen höheren, dem weiblichen Wesen angemessenen Berufen zu ermöglichen.

Das Problem der ledigen, berufstätigen Frau ließ die Frage aufkommen, wie ihre inneren Kräfte befreit und gestaltet werden können, wenn Ehe und Mutterschaft versagt bleiben. Die Lösung wurde gesucht im Sinne der Vergeistigung des mütterlichen Instinktes, im Einsatz für den Beruf und im Mittragen am Schicksal der Angehörigen, im Willen, aus dem Unheil ein Heil zu machen, ein Mehr an Mütterlichkeit zu erreichen und die «schlummernden Seelenkinder» zu wecken und zu entfalten.

4. Eine besondere Betrachtung wurde der *sozialen Berufsarbeit der Frau in der Schweiz* gewidmet. Die ehemalige Leiterin der Personalabteilung des Schweizer Verbandes Volksdienst, *Marie Louise Schumacher*, berichtete in zwei eingehenden Referaten über die Entwicklung der Sozialarbeit der Frau und ihren gegenwärtigen Stand in der Schweiz. Das Wesen der sozialen Arbeit, dessen Wurzeln im christlichen Glauben, der humanistischen Idee von der Würde des Menschen und der Idee der Solidarität liegen, kommt dem Helfertrieb der Frau dem Kinde und dem Hilfsbedürftigen gegenüber besonders entgegen. Der Hinweis der Referentin auf das Wirken großer Frauen ließ den Einsatz für die soziale Arbeit erkennen. Die Mitbegründung des Institutes der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz, Ingenbohl, durch Sr. Maria Th. Scherer, die Verbesserung der sozialen Verhältnisse in den englischen Gefängnissen durch Elisabeth Fry, die Stiftung des orthopädischen Kinderheims durch Mathilde von Escher, die Gründung der Vereinigung der Freundinnen junger Mädchen durch Josephine Butler und des Schwei-

zerischen Frauenvereins durch Helene von Mülinen wurden hervorgehoben. Aber auch der Gründung der Schweizerischen Pflegerinnenschule und der Sozialen Frauenschule in Zürich wurde ehrend gedacht und des Einsatzes der Frauenarbeit in Ferienheimen für Mütter und Kinder, in der Pro Juventute, Pro Infirmis, in den alkoholfreien Gemeindestuben und Soldatenstuben und in zahlreichen schweizerischen gemeinnützigen Vereinen.

Neben der organisierten Sozialarbeit konnte auf die hohe Bedeutung der freiwilligen Hilfstätigkeit hingewiesen werden. Die von der Referentin aus eigener Initiative in Zürich gegründete Kinder-Lesestube, die schon mannigfache Nachahmung gefunden hat, veranschaulichte dies aufs beste.

5. Die psychologische Besinnung auf *Eigenart und Entwicklung des weiblichen Lebensstiles*, die in vier feinsinnigen Referaten von Dr. J. R. Schmid, Direktor des Staatlichen Lehrerinnenseminars in Thun, durchgeführt wurde, hat wesentlich zur Klärung und Vertiefung der Frage nach der beruflichen Bestimmung des weiblichen Menschen beigetragen. Dir. Schmid hat versucht, ein Bild des typisch Weiblichen zu bieten, das jenseits des «Vermännlichungsprozesses» der modernen Frau das echt weibliche Interesse aufzeigt, wobei er unter Interesse im Sinne Paul Häberlins das vor aller gegenständlichen Modifikation gegebene urtümliche Interesse der Seele verstand. Die besondere Qualität des weiblichen Interesses wurde einer eingehenden Analyse unterzogen. Die Beziehung des weiblichen Menschen zur Welt fand in der Ungebrochenheit dieses Bezuges und in der Verbundenheit der Frau mit allem Lebendigen seinen schönen Ausdruck. Der weibliche Mensch fühlt sich in der Welt weniger allein. Sein Verhältnis zur Welt ist aufs tiefste mit seinem Verhältnis zum Kinde verbunden. Die Wohnung, das Heim, wird zum Symbol solcher Weltverbundenheit, in der das Einströmen der äußeren Welt doch nicht unabhängig bleibt von der empfangenden und gestaltenden Persönlichkeit. Das typisch weibliche Subjekt-Objektverhältnis wurde charakterisiert durch die größere Erlebnissnähe und Einfühlungsmöglichkeit und durch das unmittelbare Vermögen, an der Subjekthaftigkeit des Begegnenden teilzunehmen. Die typisch weibliche Moralität wurde trefflich kennzeichnet durch die Sittlichkeit der «schönen Seele».

6. Zur Frage der *Mädchen- und Frauenbildung* kamen verschiedene Referenten zu Wort.

Die Bedeutung der Sitte, des Ziemlichen und des personalen Vorbildes für die *ethische Bildung des weiblichen Menschen* wurde in der Darstellung von Dir. Schmid offenbar. Der Dienst am geistigen Leben, die tätige Hingabe an das Objekt, die Erhaltung, Erfüllung und Ausgestaltung des kulturellen Geistes und seine Rückwandlung in den lebendigen Prozeß erscheint als typische Aufgabe und Möglichkeit weiblicher Kultur. In der Emporbildung des Menschen, in der «Vermenschlichung des Mannes» wurden letzte Ziele weiblicher Bestimmung erblickt.

Der *Weg der Frau zur innern Freiheit* wurde von Helene Stucki bedacht. Sie forderte neben allgemeiner Menschenbildung eine spezifisch weibliche Bildung, die vor allem dem Leben, der Liebe, dem Glauben und der verstehenden Hingabe verbunden bleiben sollte. Die Gefahren seelischer Hörigkeit und Gebundenheit riefen einer vertieften Emporbildung zur innern Freiheit. Insbesondere wurde die triebgebundene Mutterliebe und die unzeitgemäße Bemutterung mit all den daraus fließenden Konflikten des Alltags geschildert, und der Ruf Pestalozzis nach «sehender Mutterliebe» wies den Weg echter Mütterbildung.

Einen interessanten Einblick in die Möglichkeiten *naturwissenschaftlicher Bildung für junge Mädchen* gewährten die beiden Referate von Dr. Emil Egli, Professor an der Töchterschule Zürich. Es war überraschend zu vernehmen, in wie hohem Maße sich die Mädchen der höheren Mittelschulklassen zu den Naturwissenschaften hingezogen fühlen. Eine Umfrage in einer Mädchenmaturklasse sollte dieses Interesse belegen. Der großen Naturverbundenheit des Mädchens und seiner mit wachsendem Alter zunehmenden Hinwendung zum Lebendigen soll der na-

turwissenschaftliche Unterricht Rechnung tragen. Die Wahl des Gegenstandes, aber auch Weise und Methode des naturwissenschaftlichen Unterrichtes sollen das Rhythmische, Fließende und Genetische mehr und mehr berücksichtigen. Ein großes Verdienst des Referenten liegt zweifellos in der Befürwortung der Verbindung von Naturwissenschaft und Ästhetik, wodurch der drohenden Verarmung und Einseitigkeit der Naturauffassung entgegengewirkt würde und dem weiblichen Interesse mehr entsprochen wäre.

7. Das *Bild des weiblichen Menschen in der Dichtung Goethes und Gottfried Kellers* fand in zwei formschönen Skizzen von Prof. Dr. *Fritz Ernst*, Zürich, eine ebenso humorvolle wie tiefschürfende Darstellung. Die wirkliche Rolle der Frau im Leben der beiden Dichter wurde in knapper, sachlicher Darstellung geboten, die aber in glänzender Antithetik die Eigenart ihrer Begegnung mit dem weiblichen Menschen kennzeichnete. Das Bild der Frau in der Goethischen Dichtung wurde lebendig im Gretchen des «Urfaust», dieser verschenkenden, erfüllenden Seele, die, ohne nach Schuld zu fragen und ohne Schuld zu kennen, vergibt, ein Kind, gleichsam dazu berufen, den suchenden, irrenden Menschen wieder in seine himmlische Heimat zurückzuführen. Im Opfer Klärchens, in der Priesterin Iphigenie, die durch Milde und Reinheit die Spannung in den Herzen der Menschen schlichtet, in der Frauengestalt der Römischen Elegien und in Eugenie, besonders aber in der Gestalt Ottiliens, die im Zusammenbruch aller Ordnungen lieber verhungert, als sich an einem ungerechten Mahle zu beteiligen, gelangt weibliche Haltung zu letzter Verklärung. Die Vergöttlichung der Frau in der ins Ungreifbare entschwebenden Idealgestalt der Pandora bringt das weibliche Menschenbild in Goethes Dichtung zu letzter Vollendung. Demgegenüber wurden die weiblichen Gestalten in der Dichtung Gottfried Kellers in ihrer köstlichen Erdennähe als «Paradigmata geglückter oder mißglückter Eheanbahnungen» geschildert, aus der aber der ganze Reichtum der werdenden Liebe und der echt weiblichen Innigkeit, Weisheit und Hingabe hervorleuchtet. Die Anmut des Kindes weckt in Gottfried Keller höchste Freude, das Bild der Mutter tiefste Verehrung.

Es war wohlthuend für den Ausklang dieser reichen Tage, abschließend das Wort des Dichters zu vernehmen. Die grundlegende Besinnung auf die eigentliche Berufung und die menschliche Bestimmung des weiblichen Menschen führte die praktische Problematik der Stellung der Frau im Leben der Gesellschaft auf tiefere Aufgaben der Mädchen- und Frauenbildung zurück, ohne aber damit die Dringlichkeit und Bedeutung der politischen, juristischen und wirtschaftlichen Forderungen der modernen Frauenbewegung in Frage zu stellen.

Marcel Müller-Wieland